

Tagung Feministische Blicke auf Zusammenhänge von Theologie und Gewalt

Basel 22./23.9.2002 (IG fem. Theologinnen / cfd) Doris Brodbeck, Pfrin Dr. theol.

Spiritualität in einer Kultur der Gewalt (Workshop)

Aus der Arbeit mit Gewaltüberlebenden lernen, um Rituale gegen gesellschaftliche Gewalt zu entwickeln

Eigene Betroffenheit reflektieren

Zunächst möchte ich uns fragen: Erfahren wir im Alltag „Gewalt“ und was meinen wir damit? Wenn wir etwas als Gewalt bezeichnen, ist das nicht ein Ausdruck von innerem Leiden und ein Schrei nach Abhilfe? – Wenn wir sagen: „Das ist Gewalt“, dann meinen wir: „Das verletzt mich, das muss aufhören.“ Die Gewaltdekade macht also das zum Thema, worunter wir leiden und wofür wir Abhilfe wünschen. Sie bringt das ins Gespräch, was uns in unserer Gesellschaft und unserer Welt belastet. Sie fragt damit nach unserer persönlichen Betroffenheit und unserem Widerstandspotential. Das Thema bringt Täter, Opfer als auch Gewaltzeugen miteinander ins Blickfeld. Wenn ich zudem das Wort Spiritualität mit dem Gewaltthema verbinde, dann will ich auch die Frage nach Heilung aufwerfen, weil ich spüre, dass mir die blosse gesellschaftliche Analyse nicht genügt, sondern ich auch mit anderen die Sehnsucht nach einem Heilwerden teilen will. Ich verstehe mich dabei als „wounded healer“, d.h. um heilend auf meine Umgebung einwirken zu können, muss ich auch meine eigenen Verletzungen kennen.

Vor gut zwei Jahren, als ich mich im Rahmen meines Sabbaticals mit der Gewaltthematik näher zu beschäftigen begann, habe ich mich zu einer Umfrage entschlossen. Ich wollte herausfinden, ob andere auch wie ich unter gesellschaftlicher Gewalt leiden und wie sie damit umgehen. Ich habe dabei gemerkt, dass viele andere ebenfalls zum Teil Gewaltopfer, vorwiegend aber mitleidende Gewaltzeugen sind. Gerne möchte ich kurz mitteilen, was mich bei der Auswertung stutzig gemacht hat.

Ich hatte also einen Umfragebogen zum Gewaltverständnis entwickelt und ihn beim Verband reformierter Theologinnen, in einer geschützten Werkstätte mit christlicher Ausrichtung in Zürich sowie bei einer schamanischen Gruppe, die sich im Tessin trifft, verteilen können. Die 53 Personen, die geantwortet haben, davon knapp 80 Prozent Frauen, haben sich mit dem Thema bereits beschäftigt, und gut die Hälfte fühlt sich noch heute selbst von Gewalt betroffen: Einige davon sind direkt von Gewalt Betroffene und wünschen sich dringend mehr Hilfe von aussen, um die Täter zu stoppen. Sie sind dabei, frühere oder aktuelle Gewalterfahrungen am Arbeitsplatz, in der Wohngemeinschaft, in der Ehe oder in der Herkunftsfamilie aufzuarbeiten. Die Mehrzahl leidet aber indirekt, als Gewaltzeugen. Die Gewaltzeugen brachten ihr eigenes Leiden an der Gewalt, die um sie

herum geschieht (was sie durch Erzählungen in Seelsorge, Schule etc. mitgeteilt bekommen, der Strassenverkehr und Gewaltberichte aus Medien), zum Ausdruck.

Die Unterscheidung zwischen direkten Gewaltopfern und Gewaltzeugen führte mich zur Entdeckung einer Diskrepanz: Die Opfer rufen nach Hilfe von aussen und was tun die aussen? Sie leiden selbst, werden dadurch handlungsunfähig und sehen sich letztlich auch als Opfer. Darum beeindruckte mich die schamanische Gruppe, die viel Bereitschaft zeigte, handelnd einzugreifen. Nur bei der schamanischen Gruppe fand ich das Bemühen, sich vom inneren Leiden abzuwenden.

Die Theologinnen zeigten sich besonders sensibilisiert für eigene, ungewollte Gewalt, für unbewusste, verbale Gewalt etc. und sprachen von psychischer und struktureller Gewalt. Sie schätzten ihre Möglichkeiten, etwas gegen Gewalt zu unternehmen, als eher gering ein, weil sie Gewalt als komplex und unfassbar empfanden.

Aufhorchen liess mich, dass in der schamanischen Gruppe mehr Wille bestand, der Gewalt entgegenzutreten, als in den anderen Gruppen. Es bewegte mich zum Hinterfragen der christlichen Lebenshaltung, der ich mich auch selbst zurechne: Ist die Leidensbereitschaft in den beiden christlich geprägten Untersuchungsgruppen so gross, dass dadurch der Wille zum Widerstand gelähmt wird? Die Thesen von Regula Strobel (NZZ 3./4.4.1999, S. 79), wonach die christliche Kreuzestheologie die Opferbereitschaft fördere, wurden durch meine Umfrage bestätigt. Das christliche Ideal des Mitleidens scheint die Handlungsfähigkeit zu behindern. Ich erinnerte mich auch an einen älteren Pfarrerkollegen, den ich tief mitleidend aus einem Seelsorgegespräch zurückkehren sah. Ist es das, was von uns verlangt ist? Aus der schamanischen Gruppe bekam ich die Antwort: Nicht Mitleiden, aber Mitgefühl sei ihr Ziel. Ich folgere daraus, dass die eigene Betroffenheit zwar bewusst werden, aber nicht zu einer Leidenshaltung führen soll.

Kollektive Verantwortung für individuelle Gewalt

Bereits seit vielen Jahren beschäftigt es mich immer wieder, wenn ich in der Zeitung von Beziehungsdelikten lese, in denen ein Mann seine Partnerin oder Ex-Partnerin und anschliessend oft auch sich selbst tötet, weil er keine Zukunft für sich mehr sieht – zum Beispiel nach Arbeitsplatzverlust oder Beziehungsabbruch. Es beschäftigt mich, weil ich mich frage, was an unserem Partnerschaftsbild falsch ist, dass zwei sterben müssen, wenn einer sterben will.

Die Frage hat sich für mich dann aber dahin geändert, auch das Umfeld einer Paarbeziehung anzuschauen. Dazu ein weiteres Beispiel. Eine Frau erzählte mir, sie habe sich von ihrem Mann getrennt, nachdem er sie über Jahre hinweg bedroht und erniedrigt habe. Besonders beschäftigte sie, dass die Leute ihres christlichen Hauskreises mitbekamen, wie er sie und ihre Gesprächsbeiträge heruntergemacht hat und dass nie jemand das angesprochen hat. Es ist tabu, sich in Paarbeziehungen einzumischen; ausserdem will man sich nicht exponieren. Deshalb bleiben Gewaltzeugen meist still und fördern so die Gewalt.

Es gibt auch das Beispiel einer missglückten Intervention. Eine junge Frau erzählte in einer Gruppe, dass sie ein befreundetes Ehepaar besucht und dabei sehr unter dem offensichtlichen, kränkenden Verhalten des Ehemannes gegenüber der Ehefrau gelitten habe. Sie habe die Frau darauf angesprochen, doch habe diese nichts ändern wollen. Die Besucherin erklärte darauf, dass sie unter solchen Umständen nicht mehr zu Besuch kommen wolle. Immerhin hat sie das Problem angesprochen, doch nur gegenüber der Ehefrau. Die Konsequenz war auch hier eine Isolierung der Paarbeziehung.

Aus diesen Beispielen leite ich drei Gewalt fördernde Faktoren ab, die aufeinander bezogen sind: Isolation, Erniedrigung und Perversion von Macht. Isoliert werden nicht nur Individuen, sondern auch Beziehungen: die isolierte Kleinfamilie, in die man sich nicht einmischt, isolierte Bevölkerungsgruppen, die von der herrschenden Mehrheit verachtet werden, Menschen mit Problemen, die gemieden werden. Isoliert sind Täter und Opfer und dadurch auf sich allein gestellt mit ihren Problemen und Ängsten, aber auch mit ihrem Wunsch nach Anerkennung. So führt Isolation aber auch zur Schwächung des Selbstwertgefühls und zu einem Gefühl der Erniedrigung. Es ist aber nicht nur an sozial schwach gestellte Personen zu denken – auch gesellschaftliche Macht kann zu einer Isolation führen, die vor Kritik von aussen schützt und Machtmissbrauch begünstigt.

Gewalt ist deshalb auch als Perversion von Macht anzusehen, die in beruflichen wie privaten Beziehungen und in zufälligen Begegnungen ausgeübt werden kann, indem Täter ihre Machtbedürfnisse auf Kosten anderer befriedigen. Wie Isolation und Machtmissbrauch zusammenspielen, zeigt das Beispiel des Hauskreises: Der Mann wird vom Hauskreis geschätzt und niemand traut sich, ihm zu widersprechen bzw. man überlegt sich schon gar nicht, dass er kritisiert werden müsste, da er doch ein so gewinnender Typ ist. Falsche Loyalität spielte wohl auch im jüngsten Tötungsdelikt in Basel eine Rolle, als die Polizei auf die Anzeige der Expartnerin eines Polizisten nicht reagierte, der sie bedrohte und schliesslich tötete.

Mein Vorschlag zur Gewaltprävention ist demnach, Verantwortung füreinander im Kollektiv zu übernehmen und als Gewaltzeuge Isolation, Erniedrigung und Perversion von Macht entgegenzuwirken. Wie soll dies geschehen? Obwohl Gewalt eine komplexe Erscheinung ist, gibt es doch einige Kriterien, um sich zu orientieren.

Drei Prinzipien

Ich gehe von einem Gesellschaftskonzept aus, das nicht auf isolierten Individuen aufbaut, sondern ein Beziehungsgeflecht darstellt, das emotional Defizite aufzufangen sucht. Es ist die Aufgabe aller, Gewalt zu verhindern.

Das erste Prinzip ist, das eigene Empfinden einzubringen. Wenn es einer Person unwohl wird, ist das wichtig für das ganze Gefüge. Ein Beispiel hierzu, das mir eine Jungscharleiterin von einem Kinderlager genannt hat: Soll sie als Leiterin einschreiten, wenn sich Kinder in einer Gruppe grob

behandeln, aber es lustig finden, während es ihr als Leiterin bereits unwohl ist dabei? Ich meine, dass sie ihr Empfinden auch hineinbringen sollte. Dass die anderen es lustig finden, wird relativierend wirken, doch soll ihre Wahrnehmung deswegen nicht ganz ausgeblendet werden. Wenn sie nämlich ihr Unbehagen äußert, wissen die anderen, wie sie fühlt und können auch ihre eigenen sensibleren Seiten besser wahrnehmen. Eine Eskalation wird dadurch unwahrscheinlicher.

Das zweite Prinzip ist, Erniedrigung zu vermeiden (put down), weil diese ein neues Defizit erzeugen, das wiederum Gewalt hervorruft. Erniedrigung lässt einen auch das Gespür für einen guten Umgang mit der eigenen Macht verlieren. Carter Heyward machte darauf aufmerksam, dass es nicht darum gehen könne, Grenzen zu verstärken, z.B. in Seelsorgebeziehungen sich nie zu berühren, wie dies in us-amerikanischen Kirchen aus Angst vor Klagen von Seelsorgern gefordert wird. Dies könne Gewalttäter nicht bremsen, töte aber jede Herzlichkeit ab. Es gehe nicht um Grenzen, sondern um den Umgang mit dem eigenen Machtbedürfnis. Machtwünsche dürften nicht zur Erniedrigung anderer führen. Ich ergänze hier, dass ich dies auch im Umgang mit Kindern und Jugendlichen erlebe. Zwar muss die erwachsene Person bisweilen ihre Machtposition benutzen, um für Ordnung zu sorgen, doch darf solche Intervention von den Kindern oder Jugendlichen nicht als Erniedrigung erlebt werden, denn dies wirkt sich auf ihren Selbstwert destruktiv aus.

Das dritte Prinzip ist, Schuldzuweisungen zu vermeiden (blaming). Eine Kultur des Beschuldigen – wie sie oft auch in den Medien vertreten wird – führt höchstens zur Verlagerung von Gewalt und schafft aber durch die damit verbundene Erniedrigung ein neues Gewaltpotential. Es geht jedoch nicht darum, dass ein Täter nicht etwa zur Rechenschaft gezogen werden soll, aber nicht über Schuldzuweisung, sondern über eine Klärung des Vorgefallenen. Ein Beispiel dafür sind sogenannte Circle Discussions aus der Nonviolence-Bewegung, in denen sich VertreterInnen aus der Bevölkerung aber meistens nicht das Opfer direkt mit dem Täter und VertreterInnen der Justiz zusammensetzen und die Auswirkungen der Tat und entsprechend auch Konsequenzen verhandeln. Solche Circle Discussions werden als Methode auch in Jugendtreffs in den USA verwendet, um bei Jugendlichen Selbstverantwortung und Selbstverpflichtung zu fördern.